

sich keine Ganzheit, sondern ist ganz und gar hingeordnet auf Ganzheiten profanen und religiösen Gesellschaftslebens, in die es befruchtend eingeht. Wohl aber ist das Ordenswesen ein lebendiger Beweis, daß das sozial-metaphysische Prinzip der Subsidiarität auch für die Kirche gilt. Nach diesem Prinzip ist jede gesellschaftliche Tätigkeit, also auch die der Kirche, ergänzend, die lebendigen und schöpferischen Kräfte „von oben her“ unterstützend. Dies setzt aber voraus, daß das eigentliche strömende Leben in den gesellschaftlichen Gebilden „von unten her“ kommen muß. So war und ist es in der Kirche, und die Orden sind ein Beweis dafür, denn sie entstammen echten schöpferischen Kräften „von unten her“. Nie hat sich die Kirche diesem Prinzip echter Subsidiarität verschlossen und neuem Einungsleben in ihrem Bereich die Lebensmöglichkeit versagt. Lebendige Kirche und lebendige Orden gehören also innerlich zusammen<sup>38</sup>. Das ist ein Trost, aber auch eine Mahnung.

## Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

### I

**K**atholisches Leben in Rußland. Im Hochsommer 1936 starb in einem Moskauer Gefängnis, fünfzig Jahre alt, Mutter Katharina, die russische Gründerin des Dritten Ordens der Dominikanerinnen vom östlichen Ritus. Das Leben dieser heldenhaften Frau, aus dem im „Oriens“, der von Jan Urban S. J. geleiteten Warschauer Zweimonatschrift für die Ostkirche, nach Aufzeichnungen einer Verehrerin erzählt wird (November/Dezember 1936, S. 171 ff.), bestätigt von neuem, daß es, wie einst dem Zartum, so jetzt der Bolschewikenherrschaft nicht gelungen ist, alle Wege nach Rom zu zerstören.

Mutter Katharina war bis in die Revolutionsjahre Frau Anna Abrykosowaja gewesen. Als Tochter der in Rußland sehr angesehenen Kaufmannsfamilie Abrykosow hatte sie in Oxford studiert, war dort katholisch geworden und hatte dann den entfernt mit ihr verwandten Wladimir Abrykosow geheiratet, der kurz nach ihr ebenfalls zur katholischen Kirche übergetreten war. Seit 1910 machten die jungen Eheleute, die jeden Tag die Messe besuchten und kommunizierten, ihr prächtiges Haus in Moskau zu einem Treffpunkt für religiös angeregte Menschen aus den Kreisen der Universität und des Adels. Auf einer der jährlichen Sommerreisen in katholische Länder, wo sie sich mit neuem Eifer für ihr Apostolat erfüllten, ließ Anna sich in den Dritten Orden der Dominikanerinnen aufnehmen. Äußerlich änderte sie an ihrem Leben noch nichts, aber sobald sie in Moskau eine Anzahl junger Damen für denselben Schritt gewonnen hatte, richtete sie ihnen in ihrem Hause ein verborgenes Kloster ein. So

<sup>38</sup> Für die Gegenwart zeigt dies in trefflicher Darstellung des Wirkens der Orden Anton Maxsein in seinem Werk „Mönchtum von heute“ (Graz 1936, Styria); geb. M 5.60.



hatte sie im Jahre 1917, als die Revolution ausbrach, zehn Schwestern um sich.

Noch während der unsichern Revolutionsmonate entwarf der Lemberger Metropolit Graf Andreas Szeptycki die Grundlinien der Verfassung einer katholischen Kirche des östlichen Ritus in Rußland, und Wladimir Abrykosow ließ sich zum Priester weihen. Obgleich er nach den Gesetzen seines Ritus auf die Weiterführung des ehelichen Lebens nicht hätte zu verzichten brauchen, legte er mit seiner Frau das Gelübde der Keuschheit ab, und Anna wohnte nun ganz klösterlich als Mutter Katharina mit ihren Schwestern zusammen. Im Jahre 1922 waren es bereits 25, andere mußten aus Mangel an Platz als weltliche Mitglieder in ihren Familien bleiben. Unterdessen hatten die Bolschewiken zahlreiche Priester vor Gericht gestellt. Wladimir Abrykosow wurde aufgefordert, Rußland zu verlassen. Mutter Katharina hätte ihrem Manne folgen können, aber sie hielt es für ihre Aufgabe, bei ihren Schwestern auszuharren. Immer mehr Kandidatinnen strömten ihr zu und zeigten so hochherzige Bereitschaft zu allen Opfern, daß die Oberin ihnen die Aufnahme nicht verweigern konnte. Sie ließ heimlichen Religionsunterricht für Kinder halten, übersetzte brauchbare religiöse Schriften aus fremden Sprachen ins Russische und verfaßte selber aszetische und liturgische Bücher.

Aber im November 1923 wurde sie mit fast allen Schwestern verhaftet, weil man die klösterliche Genossenschaft als revolutionsfeindlichen Verein ansah, und nach halbjähriger Untersuchung wurden sie alle zu schweren Kerkerstrafen verurteilt. Zunächst verbrachte Mutter Katharina fünf Jahre im Gefängnis zu Tobolsk in Sibirien, dann wurde sie ungefähr ebensolange zu Jaroslaw an der Wolga in strenger Einzelhaft gehalten. Immerhin hatte sie täglich eine Stunde Bewegung in frischer Luft, und wenn sie dann unter ihren Mitgefangenen einen Priester erkannte, beichtete sie ihm unbemerkt. Durch Wort und Beispiel fachte sie die in ihrer Umgebung noch glimmenden Funken der Religion wieder an. Briefe wagte sie kaum zu schreiben, und nur selten konnte ihr eine Freundin aus dem Roten Kreuz eine Liebesgabe schicken. Wegen eines Brustkrebses wurde sie 1932 nach Moskau gebracht, dort im Gefängniskrankenhaus glücklich operiert und dann einige Monate in beschränkter Freiheit gelassen, bis man entdeckte, daß sie auch auf Mädchen des bolschewistischen Jugendverbandes religiös einwirkte. Wieder folgten Jahre der Einzelhaft in Jaroslaw, Jahre stetig zunehmender Krankheit. Im Frühling 1936 schickte man sie zum zweiten Mal ins Moskauer Gefängniskrankenhaus. Nach einigen Monaten starb sie; ihre Leiche ward auf behördlichen Befehl verbrannt. Ihr unerschrockener Opfergeist wirkt in russischen Herzen still und fruchtbar weiter.

Gefährliche Wegbereitung des Bolschewismus. Allerdings mag Wilhelm Stapel etwas zuviel gesagt haben, als er in seinem „Deutschen Volkstum“ (Dezember 1936, S. 900) schrieb: „Das Christentum ist die einzige Macht in Rußland, die dem Bolschewismus nicht erlegen ist.“ Dagegen tragen seine folgenden Worte ihre überzeugende Begründung in sich selbst: „Vorfrucht und Frucht sind verschiedener



Art. Aber die Wirkung der Vorfrucht ist, daß sie den Boden für die Saat der späteren Frucht empfänglich macht. So macht alle christenfeindliche Agitation — aus welchen Gründen immer, auch wenn sie aus sauberstem Idealismus erfolgt — den Boden aufnahmebereit für den Bolschewismus. Denn die antichristliche Agitation — und sie artet nun schon in Hetze aus — zerstört die seelischen Wurzeln, mit denen der Mensch in seine tausendjährige Vergangenheit hinabreicht, und diese Wurzeln sind ohnedies nur mehr sehr zart; sie macht die Seelen wurzellos, untreu, schwankend, schließlich verbissen und höhnisch. Mancher Lehrer, sofern er sich um die Seelen seiner Jungen und Mädels kümmert, weiß von den Verwüstungen zu sagen, die eine gehässige und höhnische Propaganda gegen das Christentum im jugendlichen Gemüte anrichtet. Die Jugend wird dadurch nicht bolschewistisch, aber sie wird anfällig für alles, was ihr im Ton der Gehässigkeit und des Hohnes entgegenkommt. Der Boden wird reif für den Samen des Unkrautes der östlichen Steppen.“

Ersatz des Christentums. Auch wissenschaftlich gesehen scheinen die Aussichten für neue Religionen gering. So antwortete Kenneth Scott Latourette, Professor für Religionswissenschaft und Geschichte des Morgenlandes an der nordamerikanischen Yale-Universität, im „Journal of Religion“ (Oktober 1936, S. 430 f.) auf die Frage, ob die Zeit der Religionen vorüber sei, es könne wohl sein, daß einige ältere Religionsformen untergingen, aber es sei ebenso wahrscheinlich, daß manche unter dem Druck, der jetzt auf ihnen lastet, zu größerer Kraft emporwachsen. „Sie haben sich verschiedenen Kulturen angepaßt und haben den Zusammenbruch von Kulturen, mit denen sie verbunden waren, überlebt. Das gilt besonders vom Christentum.“ Vielleicht sei der Grund darin zu suchen, daß es Dinge gibt, die der Menschenseele in allen Kulturen unentbehrlich sind, und deren Unentbehrlichkeit in unsern stürmischen Zeiten noch lebhafter empfunden wird. „Da nun selbst die lautesten Anwälte der neuen Religionsformen nur einen Teil dieser Bedürfnisse zu befriedigen versprechen, ist es unwahrscheinlich, daß all die Religionen, die eine mehr umfassende Antwort geben, auf immer und vollständig beseitigt werden können. Eher mag mancher aus Enttäuschung darüber, daß die neuen Formen sich im Leben nicht bewähren, zu den alten zurückkehren.“ Jedenfalls müsse es einem Christen, der an die göttliche Offenbarung seiner Religion durch Christus glaube, einleuchtend sein, daß sie nicht untergehe, und diese Überzeugung werde ihm „durch das, was in seiner Umwelt vorgeht, überwältigend bekräftigt“.

Katholisches Ehrgefühl. Eine ehrenvolle Bestätigung der Wahrheit seines Glaubens sind dem Katholiken die Verfolgungen und Schmähungen, die Christus seiner Kirche vorausgesagt hat. Darum werden Katholiken von echtem Ehrgefühl ihrer Kirche um so stolzer die Treue wahren, je mehr in Wort und Schrift die katholischen Lehren angegriffen, erdichtete oder wahre Verfehlungen von Priestern und Gläubigen breit hervorgehoben und dabei die wahrlich nicht fehlenden Beweise großer und edler Gesinnung kaum erwähnt oder ganz verschwiegen werden. Wie oft wird nicht von Kirchenfeinden behauptet, die wesent-



lich christliche Erziehung zu Demut und Geduld breche die Charakterstärke und den Mut im Kampf! In Deutschland haben aber, wie der „Osservatore Romano“ (Nr. 286, 6. Dezember 1936) mitteilte, die kirchlichen Behörden festgestellt, daß sich im Weltkriege von den männlichen und weiblichen Klosterangehörigen rund 18 000 in der Verwundetenpflege betätigt haben, daß 9073 sich Ehrenzeichen errungen haben, und daß über 1000 für ihr Vaterland gefallen sind.

Und ebensowenig wie die rechte Einsatzbereitschaft wird durch die von Christus gewollte und für wahre Menschengröße notwendige Erziehung zu Demut und Feindesliebe das Empfinden für echte Ehre geschädigt. Mit besonderer Freude kann der Katholik in dem seiner religiösen Überzeugung leider nicht in allen Heften entsprechenden „Schulungsbrief“ der NSDAP manches in den Ausführungen des Grafen von der Goltz über „Ehre und Gemeinschaft“ lesen (Oktober 1936, S. 376 ff.). Deutsche Ehre sei „gebunden an Vaterlandsliebe, Treue, Mannhaftigkeit, Kameradschaft und Ehrlichkeit“. In diesem Sinne habe sich der Nationalsozialismus „zur gleichen Ehre aller Volksgenossen bekannt“, und Ehrengerichte seien daher „geschaffen worden und weiter im Werden auf nahezu allen Gebieten des Lebens“. Allerdings ist in Ehrensachen „jede kleinliche Empfindlichkeit fehl am Ort. Das pulsierende Leben kann nicht in spanische Stiefel gepreßt werden, sondern muß in seiner Freiheit und Vielseitigkeit verstanden und bejaht, auch durchaus mit Humor und ohne jeden Minderwertigkeitskomplex bejaht werden.“ Der Beschuldigte muß am Anfang und am Schluß des ehrengerichtlichen Verfahrens zu jedem Punkte der Anklage gehört werden, und „ehemalige Mitarbeiter, Freunde und dergleichen, die jahrelang geschwiegen, angeblich Material gesammelt und nun ausgepackt haben, verdienen grundsätzliches Mißtrauen“. Niemand darf dem Angeklagten die Last zugeschoben werden „sich reinzuwaschen“, sondern der Ankläger hat zu beweisen, und „jeder Zweifel führt zur Freisprechung“; denn „es ist besser, bei nicht völliger Aufklärung, jemand die Ehre zu belassen, der sie vielleicht nicht verdient, als jemand die Ehre abzuspochen, der möglicherweise doch unschuldig ist“.

Ganz auf der Linie dieser umsichtigen und maßvollen Grundsätze zur Wahrung der gleichen Ehre aller Volksgenossen liegt die Folgerung, daß der Katholik auch als Volksgenosse ein Recht hat, jeder Verächtlichmachung seiner Kirche, ihrer Lehren und Einrichtungen entgegenzutreten. Und wenn Graf von der Goltz ausdrücklich betont, daß „eine Gemeinschaft ohne Ehre nicht leben und höhern Zielen nicht dienen kann“, so gilt das auch von der katholischen Gemeinschaft, die immerhin ein Drittel der Bevölkerung des Reiches und die Hälfte aller Deutschen Mitteleuropas umfaßt. Die Erweckung dieses stärkenden und beglückenden Gemeinschaftsbewußtseins braucht sich durchaus nicht auf die verhältnismäßig seltenen Prozessionen und Wallfahrten zu beschränken, sondern es muß in jedem Gläubigen neu aufleben, so oft sich in den Tausenden deutscher Kirchen und Kapellen dichtgedrängte Scharen jedes Standes und Alters in der heiligen Überzeugung zusammenfinden, daß sie alle zu einer gei-



stigen Körperschaft gehören, die über Zeiten und Landesgrenzen erhaben ist.

Übernationales Luthertum. Niemand kann deswegen in Wahrheit behaupten, der Katholizismus sei weniger deutsch als der Protestantismus. Denn auch die Reformatoren sind, wie Pfarrer Karl Ramge in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ (13. November 1936, Sp. 1089 ff.) nachweist, weit davon entfernt gewesen, „die Kirche in einer andern Gestalt als in der apostolischer Ökumenizität und Katholizität sich zu denken oder gar zu verwirklichen“. Luther hat „niemals daran gedacht, nur eine deutsche Nationalkirche mit einem deutschen Primas, losgelöst von der Gesamtkirche, zu fordern“. Obgleich er gesagt hat: „Meinen Deutschen bin ich geboren, meinen Deutschen will ich leben“, hat er durch „Schriften, Spezialabhandlungen und Briefe das Reformationswerk in Außerdeutschland auch persönlich mächtig gefördert“. Ebenso dachten Melanchthon und Bugenhagen, und den evangelischen Fürsten erschien eine „Landeskirche, abgetrennt und losgerissen von dem lebendigen Zusammenhange mit dem großen heiligen Gesamtorganismus der Kirche“, wie die Erklärungen der Augustana zeigen, „als etwas ganz Unerhörtes“.

Protestantische Hochschätzung der Beichte. Ähnlich nahe berühren sich mit der katholischen Lehre die Auffassungen wachsender protestantischer Kreise in verschiedenen Ländern über die Beichte. In der Halbmonatschrift „Junge Kirche“ (7. November 1936, S. 976 ff.) klagte Landeskirchenrat Friedrich Bartels, daß die Einzelbeicht, die ursprünglich im Luthertum einen „hervorragenden Platz“ gehabt habe, so sehr vergessen worden sei. Infolgedessen seien „auch die offene Schuld und die allgemeine Beichte für viele unverbindliche Formen geworden . . ., in denen weder der Ernst des Bekennens der Sünde noch die ganze Größe der Losprechung“ erfahren werde. „Es ist nicht möglich, mit dem Hinweis auf das bessere Verständnis für seelische Vorgänge und die Fortschritte ärztlicher Kunst jetzt der Psychoanalyse und dem ärztlichen Rat das zu überlassen, was Auftrag der Kirche ist.“ Da durch Christus die Vergebung der Sünden ausdrücklich an ihr Bekenntnis geknüpft worden sei, habe die Reformationszeit trotz ihrer Auflehnung gegen den römischen Zwang „das persönliche Bekenntnis ganz konkreter Sünden in der Beichte einfach geübt“, und es gehöre zu „den verheißungsvollsten Zeichen“ lutherischer Erneuerung, „daß hin und her im Lande in kleinen Kreisen unter Pfarrern und Laien heute die Beichte wieder geübt wird“.

Jahrhundertgedächtnis einer Klostersverleumdung. Trotzdem werden Schmähungen des Beichtstuhls wohl nicht aufhören, wie man überhaupt aus dem Verlauf der Kirchengeschichte den Eindruck gewinnt, daß es bei Angriffen gegen katholische Einrichtungen auf gewissenhafte Prüfung der Wahrheit auffallend wenig ankommt und daß eine erdichtete Anschwärzung oft mehr Beifall findet als eine gerechte Verteilung von Licht und Schatten. An einen denkwürdigen Fall solcher Art erinnert ein Aufsatz in der von der katholischen Gesellschaft für Geschichte in Washington herausgegebenen Vierteljahrschrift „The Catholic



Historical Review“ (Oktober 1936, S. 283 ff.). Im Jahre 1836 erschien in Neuyork bei einer Strohfirma (weil der Verlag Harper Brothers seinen Ruf nicht aufs Spiel setzen wollte) in englischer Sprache das Buch „Schreckliche Enthüllungen über das Nonnenkloster Hôtel-Dieu in Montreal“, von Maria Monk. Die Verfasserin erzählte darin, sie sei selber Schwester dieses Klosters gewesen, habe nach ihren Gelübden den Befehl erhalten, den Priestern in allen Dingen zu gehorchen, und sei sich bald klar geworden, daß es sich dabei um unsittliche Anträge handelte. Von der Oberin sei sie belehrt worden, daß die aus der Verbindung von Priestern mit Nonnen geborenen Kinder sofort getauft und dann erwürgt würden, weil man so am sichersten den Himmel mit unschuldigen Seelen fülle. Die Verfasserin beteuerte, sie habe solche Greuel mit eigenen Augen gesehen und auch im Keller des Klosters das Loch gefunden, in dem die Kinderleichen verschwänden. Als sie sich selber infolge des Verkehrs mit einem Priester Mutter gefühlt habe, sei ihr der Gedanke an die bevorstehende Ermordung ihres Kindes unerträglich geworden, und unter vielen Abenteuern sei es ihr gelungen, in die Freiheit zu entfliehen.

Das Buch erregte solches Aufsehen, daß Maria Monk noch einige ähnliche Schriften folgen ließ. Aber ihre protestantische Mutter, die in der Nähe von Montreal wohnte, leugnete entschieden, daß ihre Tochter im Kloster Hôtel-Dieu gewesen sei. Als Mädchen habe sie wegen ihres zügellosen Lebens in eine Fürsorge-Anstalt gebracht werden müssen. Von einem früheren Liebhaber sei sie daraus entführt worden, und der sei auch der Vater ihres Kindes. Die Oberin des Klosters Hôtel-Dieu gab zwei protestantischen Predigern die Erlaubnis zu genauer Untersuchung des ganzen Hauses. Beide erklärten öffentlich, daß keine der Angaben Maria Monks stimmen könne; sogar die von ihr gegebene Beschreibung des Hauses weiche von der Wirklichkeit völlig ab. Trotzdem fanden auch weiterhin große Versammlungen statt, in denen Maria Monk das Vertrauen ausgesprochen wurde, zumal als eine gewisse Frances Patrick auftauchte, die zur selben Zeit wie Maria Monk im Kloster Hôtel-Dieu gewesen sein wollte und alle Greuel bestätigte. Obgleich diese Zeugin bald als Lügnerin entlarvt wurde, setzten die Anhänger Maria Monks ihre Hetze in Versammlungen und Zeitungen fort. Broschüren und Gedichte verherrlichten die Durchleuchterin der Klosterfinsternis und machten ihre Gegner lächerlich, besonders auch den protestantischen Obersten Stone, der eine zweite Untersuchung des beschuldigten Klosters durchgeführt und ebenfalls die Unwahrheit der Anklagen festgestellt hatte.

Erst als einige Prozesse zwischen Maria und ihren Verbündeten dunkle Machenschaften in Geldsachen ans Licht brachten, und als sie ein zweites Kind gebar, dessen Vaterschaft sie keinem Priester zuschieben konnte, begann ihr Einfluß zu sinken. Sie heiratete, vergeudete aber in Trunk und andern Ausschweifungen das Einkommen ihres Mannes derart, daß er sie verließ. Wegen Taschendiebstahls in einem berüchtigten Hause wurde sie 1849 verhaftet, und kurz darauf starb sie im Gefängnis. Aber die Verbreitung ihrer „Schrecklichen Enthüllungen“ hörte damit nicht auf: bis zum nordamerikanischen Bürgerkrieg (1861) waren schon dreihundert-



tausend Stück verkauft, und nach dem Frieden erschienen weitere Auflagen.

Diese ganze Darstellung ist in „The Catholic Historical Review“ mit genauen Quellenangaben belegt. Dreizehn Jahre nach dem Tode der Betrügerin erschien in Weimar eine deutsche Übersetzung ihres Buches, „mit authentischen Aktenstücken“, wie das auch sonst verheißungsvolle Titelblatt ankündigte, und mit „der Abbildung der Verfasserin in ganzer Figur“. Wie man aus der irischen Vierteljahrschrift „Studies“ (Dezember 1936, S. 584) sieht, tut im Kampf der Orangemen Nordirlands gegen die Katholiken die Schauergeschichte noch heute ihre Dienste.

## II

Die Religion in der indischen Wirtschaftsführung. Der zum Forscherkreis der nordamerikanischen Harvard-Universität gehörende indische Staatswissenschaftler Dr. Anup Singh schrieb in der Monatschrift „Asia“ (Oktober 1936, S. 627 ff.) auf Grund seiner Unterredungen mit Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru, daß diese zwei einflußreichsten Kämpfer um die Besserung der Wirtschaftslage ihres Volkes trotz aller Ähnlichkeit der Ziele ihre Kraft aus wesentlich verschiedenen Quellen schöpfen. „Gandhi ist ein vorwiegend religiöser Mensch ..., er hält es für einen Irrtum, das Ungeheuer des Industrialismus durch den Sozialismus bändigen zu wollen. Tolstoj, Ruskin, Thoreau sind seit langem seine liebsten Schriftsteller. Der pessimistische ‚Untergang des Abendlandes‘, den er im Gefängnis las, war ihm eine rechtzeitige Bestätigung der Anschauungen, zu denen er sich infolge einer Art Intuition lange vor Spengler bekannt hatte.“ Dagegen stehe Nehru nicht auf dem Boden der Hindu-religion, sondern huldige wie sein Vater einem religiösen Liberalismus. Er habe erklärt: „Ich ziehe den Sozialismus nicht nur als Wirtschaftslehre vor, er ist die Lebensanschauung, der ich mit Verstand und Herz anhandle.“ Er lausche nicht wie Gandhi auf „innere Stimmen“, sondern er schaue über den Himalaya hoffnungsvoll nach Rußland. „Selbst die religiösen Unterschiede der indischen Volksgruppen stören Nehru nicht; denn er glaubt, daß die Anhänglichkeit an diese frommen Überlieferungen sich auf das neue sozialistische Ideal übertragen wird.“

Kommunismus in England. Dieselbe Übertragung religiöser Gefühle auf den Kommunismus will ein Leitartikel der sehr angesehenen Londoner Wochenschrift „The Spectator“, die ein „fortschrittliches“ Christentum vertritt, bei der englischen Jugend feststellen (13. November 1936, S. 841 f.). Auf einen „beträchtlichen Teil“ dieser Jugendlichen wirke der Kommunismus stärker als das Christentum; er wirke wie ein neuer Glaube, aber seine Anziehungskraft beruhe durchaus nicht auf seiner Neuheit. „Die heutige Jugend ist auf eine revolutionäre Religion eingestellt, und das Christentum gilt leicht als eine Religion der Behaglichkeit. Natürlich läßt sich aus der Empörung über Verarmung, Arbeitslosigkeit, Gewinn gier, Wohnungselend ebenso gut im Namen des Christentums wie im Namen des Kommunismus oder irgend eines andern Glaubens ein Kreuzzug machen.“ Aber da der Kommunismus diesen Kreuz-



zug mit mehr Nachdruck zu predigen scheine als das Christentum, finde er leicht den Weg zu den Herzen einer Jugend, die vergesse, „daß der Kommunismus wenig anderes zu predigen hat, und das Christentum viel.“ Es könne aber für das Christentum verhängnisvoll werden, „sich nur um die andere Welt zu kümmern und in dieser seinen Kritikern und Gegnern das Feld zu überlassen“. Nicht als ob das Christentum dazu bereits entschlossen wäre, aber das kommende Geschlecht verlange noch mehr Tatchristentum.

Katholische Arbeiterjugend (J.O.C.). Solche Mahnungen sind nie überflüssig, wenn auch ein großer Teil der christlichen Jugend seit Jahren nicht bloß das Gebot christlicher Nächstenliebe durch vorbildliches Bemühen um Besserung der sozialen Zustände erfüllt, sondern zugleich kirchenferne Genossen ihrer Jugend und ihrer Arbeit für Christus zurückgewinnt. Als in Brüssel die „Katholische Arbeiterjugend“ (Jeunesse Ouvrière Catholique) ihr zehnjähriges Bestehen feierte, kamen als Abordnungen zum Feste 70 000 Mitglieder aus Belgien, Frankreich, England, Kanada, Holland, Kolumbien, der Schweiz und dem Kongostaat („Dossiers de l'Action Populaire“, 25. November 1936, S. 2465). Über die soziale und religiöse Kraft dieser Bewegung schrieb nach dem ersten, von 20 000 Menschen besuchten Kongreß des Landesverbandes der Schweiz die Monatschrift „Schweizerische Rundschau“ (Oktober 1936, S. 575): „Der Beweis scheint erbracht, daß an den Orten, wo die Kirche den Einfluß auf das öffentliche Leben und auf die große Masse der Arbeiterschaft verloren hat, eine Bewegung wie die der Jocisten der Kirche diesen Einfluß wird zurückgewinnen können. In solchen Gegenden müssen nach dem Wort der Enzyklika ‚Quadragesimo anno‘ die Arbeiter selbst ans Werk. ‚Uns steht heute‘, so drückt sich der Heilige Vater aus, ‚eine Welt gegenüber, die großenteils ins Heidentum zurückgefallen ist. Um so weite Gesellschaftskreise nach ihrem Abfall von Christus wieder zu Christus zurückzuführen, braucht es eine Auslese wohlausgebildeter Laienhelfer aus ihrer Mitte, die mit ihrer Denkweise und Willensrichtung aufs genaueste vertraut sind und in brüderlicher, freundwilliger Gesinnung den Weg zu ihrem Herzen finden. Die ersten und nächsten Apostel unter der Arbeiterschaft müssen Arbeiter sein.‘ Eine treffendere Rechtfertigung der Methode der Jocisten könnte man nicht geben als diese Worte des Papstes.“ — Daß auch ältere katholische Verbände nach den päpstlichen Richtlinien sozial und religiös in vielen Ländern wacker arbeiten, ist bekannt.

Die soziale Aufgabe des Priesters. Eben wegen der engen Berührung zwischen sozialen und religiösen Fragen ist es nicht zu verwundern, daß in dem vom Internationalen Arbeitsamt des Völkerbundes herausgegebenen Jahrbuch („L'année sociale 1935—1936“) ausdrücklich hervorgehoben wird, welche soziale Bedeutung nach den Lehren der Enzyklika „Ad catholici sacerdotii“ dem Priester zukommt. Der Priester könne viel zur Erreichung sozialer Gerechtigkeit und zur Milderung sozialer Gegensätze beitragen, auch wenn ihm über die rein wirtschaftliche Seite in schwierigen Fragen meistens kein Urteil zustehe. Aber durch sein taktvolles, von den christlichen Lehren über den Gemeinschaftsgeist ge-



tragenes Wirken werde der Boden für eine friedliche Verständigung zwischen den Klassen bereitet. „Denn es ist Aufgabe des Priesters, die Pflichten der Gerechtigkeit und Liebe zu predigen, die das Evangelium auferlegt. Ebenso muß er allen, ganz gleich, welche Stellung sie einnehmen, in Erinnerung rufen, daß die irdischen Güter nicht als Zweck in sich angesehen werden dürfen, sondern daß sie für jeden ein Mittel sind, seinen Wert und seine Bestimmung als Mensch voll zu verwirklichen. Selbstverständlich kann der Priester diese Aufgabe um so besser erfüllen, je mehr er sich mit der katholischen Soziallehre vertraut macht.“

Steigende Wirtschaft und sinkende Geburten. Wegweisendes Licht wirft diese Lehre auch auf die in sehr vielen Ländern zu beklagende Verminderung der Geburten. Der Katholizismus hat hier von jeher die sittliche Frage gestellt. Dem häufigen Versuch, die Verantwortung auf mangelhafte Führung der Volkswirtschaft abzuwälzen, setzte die katholische Pastoral starke Einschränkungen entgegen. Sie fanden eine zahlenmäßig unterbaute Bestätigung durch einen Aufsatz Roderichs von Ungern-Sternberg in der von der Deutschen weltwirtschaftlichen Gesellschaft herausgegebenen Monatschrift „Weltwirtschaft“ (Oktober 1936, S. 298). Obgleich der Welthandel darniederliege und im Durchschnitt noch längst nicht die Hälfte des Wertes von 1929 erreicht habe, zeige sich mit Ausnahme von Frankreich, das von der Wirtschaftskrise spät erfaßt worden und daher noch nicht genügend auf ihre Überwindung umgestellt sei, überall in der Binnenwirtschaft „seit zwei bis drei Jahren“ ein Aufstieg, nicht am wenigsten infolge der militärischen Rüstungen. Dieser wirtschaftlichen Besserung entspreche aber keineswegs eine Vermehrung der Geburten. In Schweden weise die Wirtschaftskonjunktur einen „außerordentlichen Anstieg“ auf, und die Kosten der Lebenshaltung seien nur wenig höher geworden — trotzdem bewege sich die Geburtenzahl ebenso tief abwärts wie in Österreich, das „infolge der Belebung des Außenhandels, der Besserung der Steuereingänge, der Zunahme der Währungsreserven gleichfalls auf dem Wege zu einem konjunkturellen Aufstieg sein dürfte“. Ebenso sehe man in England von der „sehr günstigen Lage“ des Binnenmarktes „so gut wie keinen günstigen Einfluß“ auf die Geburtenhäufigkeit. In Deutschland sei unbeschadet eines vorübergehenden Geburtenanstieges festzustellen: „Die wirtschaftliche Lage hat 1934 und 1935 eine fortgesetzte Besserung erfahren, die Geburtenhäufigkeit zeigt aber keine anhaltende Steigerung, sondern eher eine Abschwächung.“ Alle diese Tatsachen seien geeignet, die in breiten Schichten „anscheinend unaustilgbare vorgefaßte Meinung“, daß der Geburtenschwund mit wirtschaftlichen Mitteln zum Stillstand gebracht werden könne, ernstlich zu erschüttern. Er sei vielmehr „in der Hauptsache auf eine bestimmte geistige Einstellung zu den grundlegenden weltanschaulichen Fragen zurückzuführen“.

Nun könnte man ja einwenden, die wirtschaftliche Besserung sei noch zu neu und zu gering, um schon deutlich auf die Geburtenzahlen einzuwirken. Aber zu dem Schlusse auf weltanschauliche Ursachen gelangen umsichtige Bevölkerungspolitiker auch auf andern Wegen. Sehr beach-



tenswert sind z. B. die Mitteilungen, die der dänische Justizminister Steincke in der liberalen Kopenhagener Tageszeitung „Politiken“ (Nr. 60, 29. November 1936) über den von ihm durchaus mißbilligten Mehrheitsbeschluß einer Sachverständigenkommission zur Vorbereitung eines Gesetzes über Schwangerschaftsunterbrechung machte. Darnach sollte in Dänemark die „soziale Indikation“ den Eingriff rechtfertigen, wenn sonst die Schwangere nur schwer ihre bejahrten Eltern unterhalten könnte, wenn sie ihren Platz als Angestellte in einer Familie oder einem privaten oder öffentlichen Betrieb verlöre und keine Aussicht auf eine andere entsprechende Stellung hätte, wenn die Eltern einer unehelichen Mutter sie aus Entrüstung oder wegen der Enge der Wohnung nicht bei sich aufnehmen, wenn eine Krankenpflegerin, Lehrerin, Telegraphistin durch die Geburt in ihren Kreisen der allgemeinen Geringschätzung verfiel usw. Diese Beispiele erstaunlicher Gleichgültigkeit gegen die Tötung keimenden Lebens „sind mehr als genügend“, schreibt der Minister, „um zu beweisen, wohin wir tatsächlich im Laufe weniger Jahre mit der sozialen Indikation gekommen sind... Jede Gemeinschaft, die eine solche Denkweise anerkennt, wird zu Grunde gehen.“

### III

Hat die katholische Kirche den spanischen Staat beherrscht? Da nur wenige der heutigen Zeitungsleser mit der spanischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts vertraut sind, werden die im jetzigen Bürgerkrieg verübten Greuel gegen Kirchen und Klöster von sehr vielen für Ereignisse gehalten, die in einem so lange „katholisch“ regierten Lande unerhört seien. Aber seit hundert Jahren sind in Spanien ähnliche Untaten bald unter anarchistischer, bald unter liberaler und freimaurerischer Führung mehr als einmal vorgekommen, und auch die lange Reihe kirchenfeindlicher Gesetze dieses Zeitraumes entkräftet den schon an und für sich sinnwidrigen Vorwurf, die Kirche habe in Spanien mit voller Macht geherrscht und trotzdem den Kommunismus nicht überwunden.

Was bereits lange, bevor es eine kommunistische Bewegung gab, die spanische Regierung gegen die Kirche geschehen ließ, zeigt neben vielen andern Beispielen eine Darstellung des Klostersturmes, der in Madrid 1834 ausbrach. Sie findet sich, aktenmäßig belegt, in dem zweibändigen Werke „De Hoogerwaarde Pater Joannes Philippus Roothaan“ von P. Albers S. J. (Den Haag 1912, II 308 ff.). Als der erste Karlistenkrieg die kirchenfeindliche Leidenschaft entfachte und die damals ganz Europa durchziehende Cholera auch in die spanische Hauptstadt kam, wurde unter dem Volke das Gerücht verbreitet, die Brunnen seien von den Mönchen und besonders von den Jesuiten vergiftet worden. An drei verkehrsreichen Stellen der Stadt begann am 17. Juli 1834 ungehindert ein Massenaufbruch. Wilde Banden drangen in das Collegium Imperiale der Jesuiten und ermordeten barbarisch vier Patres, acht Scholastiker und drei Laienbrüder. Dem Prokurator zerschmetterte man mit Knüppeln und Hämmern den Schädel, man schlug ihm die Zähne aus und bedeckte den ganzen Körper



mit scheußlichen Wunden. Einem Scholastiker brachte man zuerst mit Messern und Säbeln zahlreiche Verwundungen bei, und erst als man sich lange an seiner Qual geweidet hatte, spaltete man ihm den Kopf. 54 Ordensmitglieder, die in die Kapelle geflüchtet waren, wurden von dem Anführer der Bande gerettet, weil er unter ihnen einen Bruder seines Wohltäters fand, einen jungen Scholastiker, der sich unter keinen Umständen allein retten lassen wollte. Unterdessen wurden Kirchengeräte und Möbel geraubt. „Nicht nur Männer, auch schamlose Weiber trugen alles auf die Straße... Heiligenbilder wurden mit Füßen getreten und vernichtet, Gemälde zerrissen, geweihte Stätten beschmutzt, Altäre geplündert. In der Hauskapelle wurden Mahlzeiten und Trinkgelage gehalten. Und das alles unter den Augen der Soldaten, die nichts verhindern wollten.“ Am selben Tage wurden in Madrid auch Angehörige anderer Orden ermordet, „im ganzen 73“.

Fortdauer der Kirchenverfolgung in Mexiko. Wiederum blutige Religionskämpfe meldete der mexikanische Berichterstatte der kolumbianischen Monatschrift „Revista Javeriana“ (Oktober 1936, S. 273 ff.). Die öffentliche Ausübung der Religion sei in den meisten Bundesstaaten völlig unterdrückt. In Durango seien zwei Priester ermordet worden, den Pfarrer von Toniola habe ein Hauptmann roh mit seiner Pistole geschlagen und dann zum Tode verurteilt, aber die Soldaten hätten sich geweigert, den Befehl auszuführen. In Tacamachalco habe ein Offizier den Priester während der Rosenkranzandacht mit Schlägen von der Kanzel vertrieben, und als die Gläubigen ihn verteidigen wollten, hätten die Soldaten auf sie geschossen und gegen fünfzig verwundet. Katholische Freischaren verteidigen die kirchlichen Rechte mit den Waffen und liefern besonders in den Staaten Jalisco, Durango und Puebla fast jede Woche den Bundestruppen Gefechte.

Aber im allgemeinen zeigen die Frauen einen größeren Glaubensmut als die Männer, wie der geistliche Professor James A. Magner aus Chicago, der letzten Sommer die Zustände in Mexiko genau untersuchte, von neuem festgestellt hat. Der katholische Mädchenverband, schrieb er in der Newyorker Wochenschrift „America“ (7. November 1936, S. 100), sei über alle mexikanischen Staaten verbreitet und zähle rund 35 000 Mitglieder. Er strebe nach Vertiefung der religiösen Kenntnisse, richte Lehrgänge besonders für Fragen des Familienlebens und der kommunistischen Bewegung ein, unterhalte höhere Mädchenschulen und Wanderbüchereien und gebe Tausenden von Kindern Katechismusunterricht — alles mit unsäglichen Schwierigkeiten.

Unterdessen dringt in den Staatsschulen, wie Professor Magner in der Monatschrift „The Catholic World“ (Dezember 1936, S. 300 ff.) mit vielen Einzelheiten belegt, der unbedingt religionsfeindliche Sozialismus, den Artikel 3 der neuen Verfassung verlangt, immer weiter vor. Gotteslästerliche Bilder gehen in den Klassen rund, in den Schulbüchern steht, die Religion habe das Volk betrogen und alles Ansehen eingebüßt. Im Juli 1936 zeigte das Unterrichtsministerium in einer Ausstellung religionsfeindlicher Bücher „Bilder von Marx, Engels, Stalin, Lenin, Gorki usw. Dazu



kamen Schriften über ihre Leistungen, auch Werke von Renan, Diderot... Ein schreiendes Plakat kündigte als besondere Darbietung den Vortrag eines ehemaligen Priesters über die Kirche an.“

Der katholische Laie im politischen Leben. Erst recht von solcher Politik gilt, was Karl Anton Prinz Rohan in seinem gedankenreichen Buche „Schicksalsstunde Europas, Erkenntnisse und Bekenntnisse, Wirklichkeiten und Möglichkeiten“ (Graz 1937, Leykam-Verlag; geb. M 7.—) von aller Politik sagt: sie kann „die Frage aller Fragen nach dem Sinn des Lebens“ nicht erhellen, und „den praktischen Wegweiser zur Lebensgestaltung“ bleiben auch heute „die Religionsersatzmythen der Politik dem Menschen schuldig“ (S. 99). Dem als Begründer der in Stuttgart erscheinenden „Europäischen Revue“ auch in Deutschland weitbekannten Verfasser, dessen staatspolitische Anschauungen in unserer unpolitischen Zeitschrift nicht zu erörtern sind, kommt es auf impressionistisch aufrichtige Darlegung und Deutung aller Seiten des heutigen europäischen Lebens an. Obgleich volle theologische Genauigkeit nicht immer erreicht ist, spricht aus dem Ganzen eine durchaus katholische Grundhaltung und eine ungewöhnliche Fähigkeit zum Erspüren der innersten Zusammenhänge seelischen wie öffentlichen Geschehens.

So läßt Prinz Rohan (S. 161 f.) dem Satze, die Kirche könne, „wie Volksgemeinschaft und Staat, den Gläubigen zum höchsten Einsatz auffordern“, sogleich die Vertiefung folgen: „Es tut dies nicht die Kirche als irdische Organisation, sondern der Glaube selbsttätig; das Eingebettetsein des Gläubigen im Corpus mysticum Christi verlangt, wo der Mensch durch irgend eine Gewalt, und sei es auch die staatliche, zur Ablehnung seines Glaubens gezwungen werden soll, die Bereitschaft zum Martyrium. So unerbittlich diese Bindung dort ist, wo es sich um reine Glaubens- und Sittlichkeitsfragen handelt, so frei und ungebunden ist der katholische Mensch in allen andern, insbesondere den öffentlichen Bereichen. Er ist aber auch frei, treu der alten ghibellinischen Tradition, gegen Bestrebungen im eigenen Lager aufzutreten, die die ewigen Werte des Religiösen in die Niederungen der politischen Leidenschaften herabziehen und dort mißbrauchen möchten... Wo der Priester — und die Versuchung für ihn liegt freilich auf der Hand — ... die Autorität, die ihm in religiösen und sittlichen Fragen zukommt, zur Befriedigung rein menschlichen Machttriebes in der civitas terrena mißbraucht, dort kann nicht nur, dort soll der aufrechte Katholik Front machen und die Mißstände bekämpfen. Als Soldat in der Armee Christi ist er dazu verpflichtet, täglich und stündlich für das Gute gegen das Böse, für die Gestaltung des Lebens im Sinne der auf den ewigen Werten ruhenden Weltordnung und gegen jede Anarchie zu kämpfen. Mißbrauch höherer zu Gunsten tieferer Werte ist aber die eigentliche Wurzel aller Unordnung in dieser Welt.“

Die Hoffnung des Prinzen auf den Frieden zwischen Christentum und Nationalsozialismus, „diesen beiden stärksten Mächten europäischen Aufbauwillens“ (S. 364) kann sich um so leichter erfüllen, je tatkräftiger in allen Gliederungen der Partei und auf allen Gebieten nach den Grundsätzen gehandelt wird, die der Jugendführer des Deutschen Reiches mit



folgenden Worten verkündet hat: „Ich überlasse es den Kirchen, die Jugend im Sinne ihrer Konfessionen religiös zu erziehen, und werde ihnen in diese Erziehung niemals hineinreden. Nachdem durch das Gesetz vom 1. Dezember der Streit zwischen der Hitlerjugend und den konfessionellen Jugendverbänden beendet ist, ist es für mich eine selbstverständliche Konsequenz, wenn ich anordne, daß im Rahmen der nun entstehenden großen Reichsorganisation alle Führer und Führerinnen sich jeglicher Äußerungen im Sinne der vergangenen Auseinandersetzungen zu enthalten und dafür zu sorgen haben, daß der sonntägliche Gottesdienst und auch sonstige von der Konfession vorgeschriebene rein religiöse Veranstaltungen nicht durch den Dienst in der Hitlerjugend beeinträchtigt werden“ („Völkischer Beobachter“, München, Nr. 345, 10. Dezember 1936).

Österreich deutsch und katholisch. Daß Deutschtum und Katholizismus einander nicht zu beengen brauchen, erkennt man ja wieder aus dem von Josef Nadler und Heinrich Ritter v. Srbik herausgegebenen Sammelwerk „Österreich, Erbe und Sendung im deutschen Raum“ (Salzburg 1936, Anton Pustet; M 5.70). Sechzehn Fachleute stellen hier in ausführlichen, mit Literaturhinweisen versehenen Aufsätzen die weltliche und kirchliche Geschichte, die Volksart und die Kulturleistung Österreichs dar, jeder mit einer Freiheit, die Raum genug zu abweichender Auffassung von Einzelheiten läßt, aber eben deshalb um so wirksamer anschaulich macht, wie falsch die Behauptung ist, man könne nicht wahrhaft katholisch und zugleich wahrhaft deutsch sein. Eine bleibende Besonderheit des österreichischen Katholizismus der letzten Jahrhunderte sieht Taras v. Borodajkewycz in der „selbstverständlichen Natürlichkeit“ (S. 294), und auch dieser Träger eines slawischen Namens bestätigt durch seinen Aufsatz die Feststellung Wilhelm Bauers (S. 379): „Ohne Zweifel ist das eine der Funktionen Österreichs innerhalb der deutschen Kultur, daß es fremde Einflüsse auffängt, das seinem Wesen Gemäße aus ihnen herausholt und bis zur Vollkommenheit weiterbildet, so daß sie schließlich als etwas Eigenes weiterleben. Aus den Bausteinen einer fremden Gedankenwelt wird nicht ein Abklatsch, wird vielmehr Selbständiges hervorgebracht und damit das Fremde eingedeutscht, der Rahmen des Deutschtums weiter ausgespannt.“ Niemand kann leugnen, daß ein sehr großer Teil aller deutschen Kulturarbeit auch außerhalb Österreichs Bemühung um Aneignung und Weiterbildung von Fremdem gewesen ist, und wenn dabei der Österreicher, wie Bauer hervorhebt, eine besondere Befähigung bewiesen hat, so entspricht auch das seiner alle Werte in fester Ordnung umspannenden katholischen Seelenhaltung.

Christentum und Weltfrieden. Deshalb ist dem Katholizismus und überhaupt dem ernststen Glauben an Christus als den göttlichen Erlöser und Lehrer aller Menschen auch für die Überwindung der furchtbaren politischen Spannungen der Gegenwart eine wichtige Aufgabe gestellt. In den Lehren des Christentums liegt die letzte Antwort auf die bedrückenden Fragen, die Professor José Castillejo in „Headway“, der Monatschrift der englischen Völkerbundsvereinigung (Okt. 1936, S. 189), an die grausamen Kämpfe in Spanien knüpft. „Im internationalen Völker-



leben“, schreibt er, „herrscht die natürliche Zuchtwahl, und der Sieger gilt als Träger des nationalen Willens, ganz gleich, ob er recht oder unrecht hat, ehrlich oder treulos ist. Wäre es nicht an der Zeit, diese Grundsätze nachzuprüfen? Soll es für Millionen von Menschen keinen Gerichtshof geben, der nach Sittlichkeit und Gerechtigkeit entscheidet? Läßt sich der wirkliche Wille des spanischen Volkes nur durch Ströme von Blut, Zuckungen des Hasses und Zerstörung des Wohlstandes ermitteln, wobei dann die neu aufblühende Kraft des Landes wieder gelähmt wird? Müssen die übrigen Völker mit gewohnheitsmäßig verschränkten Armen achselzuckend auf das Ergebnis warten? Wird damit nicht vielleicht eine Million Spanier zum Tode oder zur Verstümmelung verurteilt, darunter wohl der kräftigste und edeste Teil der Jugend und ihre hervorragendsten politischen und geistigen Führer? Werden nicht zugleich Massen von Hilflosen und Unschuldigen der Gewalt, dem Hunger, der Krankheit erliegen? ... Kein ehrlicher Mensch kann billigen, daß die Schwächsten durch die rohe Gewalt der Stärksten zermalmt werden.“

Gewiß nicht; wenn man sich aber nach Mitteln umsieht, entscheidende Macht über diese Roheit zu gewinnen, stößt man auf die Entschließung, die der Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen dem Vorsitzenden der Vollversammlung des Völkerbundes unterbreitet hat („Die Kirchen am Werk“, Oktober 1936, S. 6). Darin heißt es: „Alle Versuche, den Aufbau und die Arbeitsmethode des Völkerbundes zu verbessern, so nützlich sie sein mögen, reichen tatsächlich der gegenwärtigen Notlage nicht an die Wurzel. Ein neuer Geist ist nötig, ein Geist, der auf einen wirksamen Dienst für das Gemeinwohl hinleitet. Wir sind überzeugt, daß die Lösung des Weltproblems im christlichen Glauben gesucht werden muß, von dem die Kraft ausgeht, Beweggrund und Richtung persönlicher und öffentlicher Tätigkeit zu ändern.“

Selbstverständlich ist zum Weltfrieden auch der Weg über das Christentum von der heutigen Geisteslage der Menschheit aus nicht leicht, aber wer unbefangen nachdenkt, wird wohl nicht leugnen können, daß auf ihm der zuletzt entscheidende Wandel der Gesinnung immer noch sicherer zu erreichen ist als auf jedem andern, und daß alle Christen helfen können und müssen, dieses Vertrauen in der Menschheit zu stärken. Daher mahnte in dem von dem protestantischen Missionsausschuß in Shanghai herausgegebenen „Chinese Recorder“ (Bd. 67 [1936] S. 535 ff.) der Chinese W. H. Ma, Professor der Geschichte an der Universität Nanking, der glaubt, daß Japan trotz des chinesischen Friedenswillens zu Gewaltanwendung entschlossen sei, die Christen beider Länder mit Recht, wenigstens sie müßten unverzagt für Verständigung arbeiten, für die „Bewahrung eines dauerhaften und auf richtigen Grundsätzen aufgebauten Friedens. Sie dürfen sich nicht an einem Angriffskrieg beteiligen, sondern sie müssen den Widerstand gegen das unterstützen, was sittlich böse und unbedingt zu verurteilen ist. ... In geeigneter Weise sollten die Christen überall danach streben, auf leitende Männer Einfluß zu gewinnen, um so die innere und äußere Politik in gute Bahnen zu lenken.“



## IV

Afrikanischer Katholizismus. In der „Revue d'histoire des missions“ (XIII [1936] S. 321 ff.) schloß der französische Akademiker Georges Goyau einen Aufsatz zur fünfzigsten Jahrfeier der seligen Martyrer von Uganda mit einer Reihe von beachtenswerten Zeugnissen über die Negerbevölkerung dieses mittelafrikanischen Staates, von dessen dreieinhalb Millionen Einwohnern heute eine halbe Million katholisch und eine Viertelmillion protestantisch ist. Der als Moralist und Kolonialsoziologe bekannte belgische Jesuit Vermeersch fand Uganda, als es 25 Jahre missioniert worden war, so fortgeschritten, daß er schrieb: „Hier sieht man, daß die Seele des Negers das Christentum vollkommen und bis in ihre Tiefen aufzunehmen vermag. Hier sieht man aber auch, daß der Einfluß des Christentums in Afrika nicht bloß die einzelnen erfaßt, sondern sich auf ganze Völker ausdehnen und sie umgestalten kann.“ Ebenso hatte schon vor 1910 Baron v. Langsdorff bei seinen Jagden in Uganda mit Staunen bemerkt, daß die Träger seiner Karawane, fast alles kirchentreue Zöglinge der Mission, sich durchaus nicht wie Barbaren benahmen, sondern oft ein Zartgefühl, eine seelische Unberührtheit, eine Geduld und Heiterkeit zeigten, um die viele Zivilisierte sie hätten beneiden können. Das wurde auch von Winston Churchill beobachtet, dem auf seinen Reisen in diesen Gegenden die „unschätzbaren Leistungen“ der Missionare das Bekenntnis abrangen, eine solche Kulturarbeit habe nur ihnen gelingen können.

Die Religion im deutschen Idealismus. Jede Kulturarbeit steht ja schließlich unter der Herrschaft grundsätzlicher Gedanken, und da dem Katholiken der religiöse Glaube nicht vorwiegend ein gefühlbetontes Erlebnis, sondern wesentlich ein festes Fürwahrhalten der göttlichen Offenbarung ist, deren Licht auch die Betätigung auf allen weltlichen Lebensgebieten erhellt, so nimmt am leichtesten eine vom Katholizismus getragene Kultur sogar bei schlichten Menschen jene Durchgeistigung an, die der Wiener Germanist Franz Koch („Deutsche Kultur des Idealismus“, Potsdam 1935, Athenaeon, 7 Lieferungen je M 2.80) als auszeichnendes Merkmal der Bildungshöhe des deutschen Lebens zwischen 1770 und 1830 ansehen möchte (S. 4). Mag der „irrationale Idealismus“ dieser „Goethezeit“ in manchen Fällen, wie das Zeugnis des alten Arndt beweist (S. 78 f.), auch die einfachen Leute mehr ergriffen haben, als es heute möglich wäre, im ganzen konnte er nur „eine verhältnismäßig dünne Schicht menschlichen Lebens durchformen, das Leben einer ausgesprochenen Bildungsaristokratie“ (S. 4). Sowohl der klassische wie der romantische Idealismus entsprang protestantischem Boden, und irgendwie tragen alle Seiten der stofflichen und geistigen Kultur, die Koch dem Leser in Wort und Bild einprägsam nahebringt, das Zeichen dieses Ursprungs. Während aber das gedankliche Verhältnis des protestantischen Christentums zum deutschen Idealismus unklar bleibt (S. 118), ließe sich wohl noch eindringlicher darlegen, daß der Katholizismus, der schon den Gedanken der Aufklärung stärker als der Protestantismus widerstanden hatte, einen über Erwarten großen Teil der Grund-



anschauungen des romantischen Idealismus zu fruchtbaren Kulturkräften umgestaltete.

Neue Sicht der französischen Romantik. Daß manches auch in religiöser Hinsicht die deutsche wie die englische Romantik von der französischen unterscheidet, kann nicht überraschen und ist Kennern der drei Literaturen nicht entgangen. Trotzdem gelingt dem Heidelberger Romanisten Helmut Hatzfeld, dessen Aufsatz zu den gründlichsten Beiträgen des diesmal besonders vielseitigen „Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs der Görresgesellschaft“ (hrsg. von Günther Müller, 8. Bd., Freiburg 1936, Herder; M 8.—) gehört, ein schärferes Gesamtbild der romantischen Bewegung im französischen Geistesleben. Niemand wird ja gemeint haben, die klare französische Seele habe sich während jener Jahre mit deutscher Tiefsinnigkeit in die religiöse Frage versenkt, aber ebensowenig wird wohl bisher jemand die französische Romantik als „rationalen Illusionismus“ aufgefaßt haben (S. 219 268). Freilich rückt dieser Begriff auf religiösem Gebiete ziemlich nahe an den ästhetischen Katholizismus eines August Wilhelm v. Schlegel, aber bei den französischen Romantikern findet Hatzfeld nicht bloß in einzelnen, sondern „in allen Fällen eine erschwärmte und gewollte, nicht aber eine geglaubte, erahnte oder gar erschaute geheimnisvolle Gott-Natur-Mensch-Beziehung... Nirgends etwas metaphysisch Schöpferisches oder religiös Vertieftes, sondern nur eine mit liberalem Christentum, Platonismus, Pantheismus, Naturismus abwechselnd übertünchte Indifférence en matière de religion, die Lamennais bekämpfen wollte, von der er aber wohl selbst nicht ganz frei war“ (S. 219 f.). Dem Gottesbegriffe mangle die unerbittliche Scheidung von Gut und Böse. Dagegen werde die Kunst vergöttert, die Unsterblichkeit mancherlei minderwertigen Wünschen dienstbar gemacht und überhaupt bei dem Religiösen die substanzmäßige Unechtheit durch eine „imposante Form“ verdeckt (S. 221).

Modern genannte Liebe. An der ursprünglichen Auflehnung aller Romantik gegen überkommene Gesetze ist namentlich der Kampf gegen die eheliche Bindung immer wieder als „modern“ bezeichnet worden — natürlich von Leuten, die mit diesem Worte eine Wertung auszusprechen meinten. Die jetzt in Neuyork tätige Journalistin Evelyn Havens erzählte in der nichtkatholischen Monatschrift „Forum“ (Oktober 1936, S. 166 ff.) von ihren eigenen Erlebnissen „moderner“ Liebe und schloß: „Es mag Frauen geben, die ihr wildes Liebesleben glücklich und erfolgreich durchgeführt haben, aber dann bin ich ihnen nie begegnet. Und ich habe doch in den letzten Jahren recht viele gekannt, die mir an Reife, Ausgeglichenheit und Klugheit nicht nachstanden. Manche von ihnen waren ungewöhnlich begabt, ungewöhnlich reizend, ungewöhnlich tapfer, und doch sind auch sie in ihrem Kampfe gegen das Herkommen unterlegen. Alle haben versucht, ihrer unglücklichen Lage zu entinnen, und das Ergebnis ist in allen mir bekannten Fällen verhängnisvoll gewesen. Eine schon gut eingeführte und glänzende Hoffnungen weckende Schriftstellerin lebt jetzt in einem verborgenen Heim und wird ständig vom Irrenarzt und von noch einem Arzt betreut, die ihr die körperliche und geistige Gesundheit



wiedergeben sollen. Eine andere ist dem Alkohol verfallen, zwei werfen sich haltlos jedem in die Arme, und eine ist zu den Homosexuellen gegangen. Ich habe nie von einer gehört, die mit ihrer Lage recht und schlecht und siegreich fertig geworden wäre. Wenn in alter Zeit ein Mädchen ihre Jungfräulichkeit außerehelich verlor, sagten unsere Vorfahren mißbilligend, sie habe sich ruiniert. Wir Modernen hielten das höhrend für altmodische Verstiegenheit. Heute lachen wir nicht mehr; denn wir kennen kein besseres Wort als Ruin, um das zu bezeichnen, was über eine Frau kommt, die in dieser Weise ihr Glück sucht. Laßt euch durch kein Geschwätz von freier Liebe betören! Die einzige wirklich freie Liebe ist immer noch in der Ehe zu finden. Was man sonst freie Liebe nennt, muß bis auf den letzten Heller mit der höchsten Währung der Welt bezahlt werden: mit Selbstachtung, Selbstvertrauen, Ehrbarkeit, Aufrichtigkeit, Gesundheit, Seelenfrieden.“

Der unvergängliche Dante. Viel Raum füllen ernste Gedanken über außereheliche Liebe in dem aufreizend gewollten Buche „Dante. Ein ewiges Leben“, von Giovanni Papini (Berlin 1936, R. A. Höger; kart. M 6.80), das Andreas Gaspar aus dem 1933 in Florenz erschienenen „Dante vivo“ gewandt und genau übersetzt hat. Es ist keine kritische Lebensbeschreibung, soll aber nach des Verfassers Absicht (S. 18) ein „kritisches Portrait“ sein. Papini will trotz allem, was er seit Jahren aus Büchern vieler Literaturen über Dante gesammelt hat (S. 16), als Florentiner, Dichter und Katholik sagen, wie ihm nun der Große erscheint, wie übermenschlich und wie menschlich. Wer mit Dantes Persönlichkeit mittelmäßig vertraut ist, erlebt hier kaum eine sachliche Überraschung, läßt sich aber doch wohl gern durch die temperamentvoll zupackende Darstellungskraft Papinis wieder einmal mitreißen, obgleich Phantasie und Geschichte zuweilen unentwirrbar verwoben sind. Hat jemand für die Gegenwartsnähe katholischer Weltgestaltung noch kein waches Gefühl, so greife er zu diesem Buche.

Dante und Eckart. Wie der ganze Papini, so gehört diesmal das von Professor Friedrich Schneider herausgegebene „Deutsche Dantejahrbuch“ (18. Band, Weimar 1936, Böhlau; kart. M 14.—) wenigstens größtenteils mehr den Dantefreunden als der Dantewissenschaft. Übrigens beweist es in den Aufsätzen und in dem Berichte des Herausgebers über neue Danteliteratur verschiedener Länder, daß die Auseinandersetzung mit Dantes religiöser Weltanschauung die ästhetischen Fragen stark zurückdrängt. Natürlich mußte aber auch der Gedanke locken, Dante zur nationalen Bewegung des heutigen Deutschlands in Beziehung zu bringen. In diesem Sinne versucht der Leipziger Dozent Herbert Grundmann (S. 166 ff.) eine Gegenüberstellung der beiden großen Zeitgenossen Dante und Meister Eckhart, wobei, unbeschadet einiger theologischer Fehlgriffe, richtig gesehen wird, daß beide zwar sprachlich dem Nationalismus eine Bahn gebrochen haben, aber gedanklich vorwiegend in der übernatürlichen Welt der katholischen Kirche beheimatet gewesen sind — eine biographische Feststellung, die selbstverständlich



der grundsätzlichen Vereinbarkeit von Katholizismus und Nationalismus nicht im Wege steht.

Bei Dante finden sich „nicht viele ausdrückliche und handgreifliche Zeugnisse eines ausgeprägten Nationalbewußtseins“, dagegen immer wieder „Bekanntnisse zum Weltbürgertum, zur Universalmonarchie, zur Kircheneinheit“. Und doch lassen sich bei ihm „leichter als bei Eckhart... Züge aufweisen, die ihn zum Dichter nicht nur der italienischen Sprache, sondern des italienischen Volkes machen“ (S. 186). Eckharts deutsche Werke hält Grundmann allerdings für „die erste ganz eigene Sprachwerdung deutschen Geistes“ (was vielleicht genauer einzuschränken wäre), aber er sagt auch: „Sicherlich schießt man heute manchmal weit über das Ziel hinaus, wenn man in Eckharts Denken gar zu handgreiflich nach den Spuren eines arteigenen deutschen oder gar eines vorchristlich-germanischen Glaubens sucht, die nun einmal in seinem christlich-katholischen Bewußtsein nicht zu finden sind“ (S. 183 f.).

Kirchenstil im neuen Wien. Daß übrigens auch heute die kultur-schöpferische Kraft des katholischen Bewußtseins nicht erloschen ist, zeigt Professor Anselm Weißenhofer in der österreichischen „Monatschrift für Kultur und Politik“ (Oktober 1936, S. 902 ff.) an der Entwicklung des Wiener Kirchenbaus. Einige Jahre später als in Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz habe in Wien die neue Bewegung eingesetzt, und heute stehe es wieder so, „daß die führenden Architekten Aufträge zu einem Kultbau als höchstes Ziel ihres Strebens betrachten“. Über Karl Holey, Clemens Holzmeister, Robert Kramreiter u. a. sei man zu einem Kirchenstil gelangt, den man als wirklich neuen Ausdruck neuer Bedürfnisse der Seelsorge vor allem für die Industriearbeiter, die Siedler und die Touristen willig anerkenne. Die Andacht dieser Leute, aber auch vieler anderer Zeitgenossen, sei an früher weniger hervorgetretene Bedingungen gebunden, die nun eine stilbildende Kraft offenbart hätten. „Es ist vor allem das sichtliche Bestreben nach besonderer Betonung des Altarbaues im einheitlichen Raume, eine Hauptforderung der strengeren liturgischen Auffassung, die mit den kollektivistischen Tendenzen der allgemeinen Entwicklung parallel läuft. Es ist des weiteren die besondere Fürsorge für den Taufraum, da gerade bei den nun wieder häufiger vorkommenden Erwachsenentaufen dieses Sakrament an Bedeutung im christlichen Leben gewinnt. Eine andere fast durchgehende Neuerung ist die Erstellung eines eigenen Wochentagraumes und die Eingliederung von Sälen für das pfarrliche Vereinsleben. Was die Innenausstattung anbelangt, muß die häufige Verwendung von Mosaik, Fresko und Glasmalerei beachtet werden. Die einfachen Altarbauten haben für Altarbilder keinen Platz mehr. Reich bestellt ist die Plastik und besonders viel beschäftigt das Kunstgewerbe (Gitter, Beleuchtungskörper usw.). Oberster Grundsatz ist dabei: wenig, aber würdig im Stoff und adelig in der Form.“

## V

Christentum und Medizin. Studenten entschwendener Zeit sangen ja oft mit wenigstens halber Zustimmung: „Der Mediziner ist kein Christ“;



heute denkt man kaum öfter als damals an die Verbindungslinien, die seit dem Mittelalter durch alle Jahrhunderte zwischen Christentum und Medizin liefen. Im zweiten Bande des Jahrbuches „Volk und Volkskunde“, das Professor Georg Schreiber in Verbindung mit der Görresgesellschaft herausgibt (München 1937, Kösel; M 7.50), bildet die Medizin keine Ausnahme unter den 14 langen und 20 kurzen Beiträgen, die auf den verschiedensten Gebieten der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Kunst, der Festgestaltung die Seelen der europäischen Völker bis in ihre Tiefen mit dem Christentum verwachsen zeigen. Der Berliner Professor Paul Diepgen hatte den reichen Stoff zu seinem Beitrag „Volksmedizin und wissenschaftliche Heilkunde“ (S. 35 ff.) teilweise schon in seiner fünfbändigen Geschichte der Medizin vorgelegt. Der Mönch war dem Volke „Lehrer und Berater in gesunden und kranken Tagen“. Im 12. Jahrhundert hat die hl. Hildegard von Bingen „in weltberühmt gewordenen medizinisch-naturwissenschaftlichen Schriften das mit deutschem Volksglauben und volkstümlicher Erfahrung zur Einheit verschmolzen, was sie aus den wissenschaftlichen Quellen der Antike und dem Schrifttum der gelehrten medizinischen Hochschule von Salerno schöpfte, wie wir auch in den Schriften des großen Albert von Bollstädt im 13. Jahrhundert und anderer Theologen oft beides nebeneinander finden“.

Die religiöse Begründung des Wertes der Volksmedizin hat Arnaldo von Villanova, „einer der größten Ärzte des Mittelalters“, darin gesehen, daß wir „die letzten Geheimnisse der Naturkräfte und der Arzneiwirkung ... nur durch unmittelbare Erleuchtung Gottes enthüllen können“, und daß Gott diese Erleuchtung auch dem schlichten Manne schenkt, „ja diesem unter Umständen eher als einem stolzen Gelehrten“. Ernster als ähnlich denkende Ärzte der Romantik betonte der große Münchener Internist Ringseis die Verbindung zwischen Krankheit und Sünde: „Mit dem Sündenfall ist die Krankheit in die Welt gekommen. Daher sollen sich Arzt und Kranker, ehe die Behandlung beginnt, mit den Heilmitteln der Kirche entsündigen lassen.“ Das Verständnis des Wertes der Volksmedizin auch für den wissenschaftlichen Arzt nimmt heute zu, und so erwartet Diepgen, daß hier zum Segen der Menschheit „Volkskundler, Philologen, Historiker und Theologen zusammenarbeiten“.

Daß für die Pflege des Kranken die Religion noch immer ihre Überlegenheit beweist, wird durch die von den „Theologischen Blättern“ (November 1936, Sp. 286) mitgeteilte Erklärung des Erlanger Internisten L. R. Müller bestätigt. Er sagte in seiner Abschiedsvorlesung: „Der Arzt muß sich darüber klar sein, daß keine Form der Philosophie oder der Ethik und keine Weltanschauung den seelischen Halt des religiösen Glaubens ersetzen kann... Auf Grund von Erfahrungen, die ich sowohl in Bayern, d. h. in Erlangen, Augsburg und Würzburg, als auch in Frankreich und England, vor allem aber im Orient während des Krieges gemacht habe, muß ich mich dahin aussprechen, daß bekenntnismäßig gebundene Pflegeschwestern den Kranken, vorzüglich den Schwerkranken, mehr zu bieten vermögen als freie Krankenpflegerinnen. In vielen Fällen,



in denen wir Ärzte nichts mehr bieten können, wissen sie noch Trost und Hoffnung, Geduld und Lebensmut, ja sogar Sterbensfreudigkeit zu erwecken.“

Leibliche und seelische Gesundheit der Jugend. Auch auf den im medizinischen Sinne vorbeugenden Wert der Religion ist in letzter Zeit von Ärzten nachdrücklich hingewiesen worden. Die christlichen Sittengesetze sind zugleich erprobte Gesundheitsregeln, und umgekehrt wird, was in der heutigen Betriebstechnik an der Kraft der Nerven zehrt, besonders bei Jugendlichen zu einer Gefahr für die Sittlichkeit. Daher warnte Luigi Gedda als Professor der Medizin und Vorsitzender des Verbandes der katholischen Jugend Italiens in „Vita e Pensiero“ (Oktober 1936, S. 469 ff.) eindringlich vor der „bei jungen Menschen heute erschreckend um sich greifenden Willensschwäche“. Die ungeheure Reklame fördere das unterbewußte Sinnenleben; die Hast auf allen Gebieten, aber auch die maßlose Gewöhnung an Radio und Kino lasse innere Sammlung und Gründlichkeit schwer aufkommen. Sinnliche Überreizung und Mangel an Innerlichkeit hätten mit dazu beigetragen, daß „jetzt so ungewöhnlich zahlreiche Psychopathien auftreten. Wenn die innern Mechanismen des Willens und der Vergeistigung nicht richtig montiert sind, lassen die Leidenschaften sich nicht ins Gleichgewicht bringen und richten Verheerungen an. Der Nobelpreisträger Alexis Carrel sagt uns, daß in Nordamerika die Geisteskrankheiten achtmal häufiger vorkommen als die Schwindsucht, und daß von 22 Einwohnern einer geisteskrank ist.“ Unter den Einflüssen, die heute auf die Jugend einströmen, werde es besonders verständlich, wie nötig ihr zur Beherrschung der Sinnlichkeit die Gnade und die Selbstverleugnung seien.

In wesentlich dieselbe Richtung weisen Darlegungen des Generalstabsarztes Professor Dr. Waldmann, die das „Berliner Tageblatt“ (Nr. 516, 30. Oktober 1936) hervorhob. Um der Wehrfähigkeit unseres Volkes willen müsse bei den Jugendlichen „Auswüchsen entgegengetreten werden, wie Zigaretten- und Alkoholmißbrauch oder Herumstreunen mit lockeren Mädchen. Alles das seien Nervengifte, die die Spannkraft des jugendlichen Körpers lähmten. Weiter komme es auch auf die seelische Führung und die Abhärtung ohne übergroße Reizungen an... Auch die Gesundheitsführung der weiblichen Jugend interessiere die Wehrmacht; denn die weibliche Jugend werde die Mütter stellen der immer wieder heranwachsenden Soldatenjugend.“

Daß gerade bei Mädchen die körperliche Ertüchtigung sorgfältige Rücksicht auf Gesunderhaltung der Seele nehmen muß, betonte Carlotta Alfieri, die Gattin des italienischen Propagandaministers, in einer Rede vor faschistischen Frauen („Klerusblatt“, 25. November 1936, S. 862 f.). Anzustreben sei „eine gesteigerte Kultur im klassischen und christlichen Sinne des Wortes“; eine Vernachlässigung religiöser Grundsätze oder der Pflichten gegen die Familie könne durch „keine Bedürfnisse der Turnhalle und des Wettstreites“ gerechtfertigt werden. „Es sei nur eine logische Gedankenführung, wenn dem allzu freien sportlichen Kostüm bald die Freiheit der Geste und des Benehmens folge... Es solle niemand verwehrt



sein, die Wohltat der Sonnenstrahlen soviel wie möglich zu genießen; wenn dabei jedoch das Gefühl der Scham die Leitung verloren hat, sei das ein bedauerliches Kriterium des Zeitgeistes und eines irregeleiteten Lebensgefühls der Gegenwart.“

**Kirche und Naturwissenschaft.** Schon diese Beziehungen zwischen religiösen und medizinischen Fragen sollten die katholische Kirche gegen den seit Jahrhunderten oft wiederholten Vorwurf schützen, die Pflege weltlicher Wissenschaften sei eine durchaus weltliche Sache. Die Unrichtigkeit einer so seichten Auffassung wird in dem *Motuproprio* vom 28. Oktober 1936 („*Osservatore Romano*“ Nr. 255, 31. Oktober 1936), durch das Papst Pius XI. der 1603 gegründeten und schon mehrmals umgestalteten „*Accademia dei Lincei*“ neue Statuten gab, noch schärfer beleuchtet. Da der katholische Glaube lehrt, daß Gott die katholische Kirche für alle Menschen gestiftet hat, so ist das Oberhaupt der Kirche amtlich berufen, nach Möglichkeit alles, wodurch die Menschen Gott verehren können, ausdrücklich auf Gott zu beziehen. Deshalb nennt Pius XI. die 70 Mitglieder seiner „*Päpstlichen Akademie der Wissenschaften*“, an deren Spitze der Rektor der Katholischen Universität in Mailand, P. Agostino Gemelli O. F. M., gestellt wurde, den „*wissenschaftlichen Senat der Kirche*“ und fügt bei, man möge das nicht für eine Überspitzung halten; denn jede wissenschaftliche Tätigkeit gehöre zu dem „*Gott schuldigen Dienste der menschlichen Vernunft*“, ja, die wissenschaftliche Arbeit sei „*eine der edelsten Huldigungen*“, die der Mensch seinem göttlichen Schöpfer darbringen könne.

Und da nach der Lehre des Vatikanischen Konzils kein Widerspruch zwischen echter Wissenschaft und katholischer Glaubenslehre bestehen kann, so hat der Papst in die neue, ganz den Naturwissenschaften vorbehaltene Akademie katholische wie nichtkatholische Gelehrte von anerkannter Bedeutung unmittelbar berufen. Darunter befinden sich außerhalb Italiens Mitglieder der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und ähnlicher Institute in Europa, Amerika und Asien, Professoren der Universitäten oder Technischen Hochschulen in Berlin, Halle, Wien, Graz, Prag, Kopenhagen, Leiden, Löwen, Paris, Oxford, Cambridge, Nord- und Südamerika.

## Umschau

### Werden und Wesen des Alten Testaments

So lautet der Titel des 66. Beiheftes zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, das die auf der internationalen Tagung alttestamentlicher Forscher zu Göttingen gehaltenen Vorträge im vollen Wortlaut bringt<sup>1</sup> und auch den

<sup>1</sup> Vorträge gehalten auf der internationalen Tagung alttestamentlicher Forscher zu Göttingen vom 4. bis 10. Sep-

Nichtfachmann über den Stand der alttestamentlichen Frage aufklärt. Die erste Versammlung dieser Art hatte in England, das ja immer eine hervorragende Pflegestätte biblischer, besonders auch altbundlicher, Studien war, im Jahre 1927 stattgefunden, und zwar in Oxford. Für ein zweites Zusammentreffen von Alt-

tember 1935. Herausgegeben von Paul Volz, Friedrich Stummer und Johannes Hempel. 8<sup>o</sup> (VIII u. 240 S.) Berlin 1936, Alfred Töpelmann. M 12.—